

Göttin mit „Plattfüßen“

Hygieia, die griechische Göttin der Gesundheit, dürfte doch nicht einen „solchen Hängebusen“ und auch noch „Plattfüße“ haben, monierten nationalsozialistische Kritiker. Sie hatten sich die Statue im Hof des „Tempels der Gesundheit“, wie das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden genannt wird, offenbar anders vorgestellt. Doch Karl Albiker, einer der bedeutenden Bildhauer des 20. Jahrhunderts, hatte sich seine Hygieia kräftig, ruhig und streng gedacht, und er arbeitete fast drei Jahre an der Vollendung seiner Vorstellungen. Doch nicht nur die Nationalsozialisten waren mit der Skulptur nicht einverstanden. Auch stalinistische Kulturpolitiker wollten sie loswerden, ließen sie in acht Teile zersägen und zum Schrottplatz bringen. In letzter Minute retteten Dresdner Künstler das Werk. 1993 wurde es rekonstruiert und im Heilkräutergarten des Hygiene-Museums wieder aufgestellt. Der wechselvollen Geschichte der Hygieia ist ein



Albiker-Skulptur „Hygieia“

Teil der ersten Albiker-Ausstellung in Dresden gewidmet. Sie wurde vergangenen Samstag eröffnet, ist bis zum 5. Januar 1997 im Dresdner Schloß zu sehen und bietet mit 56 Plastiken und 54 Zeichnungen einen eindrucksvollen Überblick über das Schaffen des 1961 verstorbenen Bildhauers, der 28 Jahre in Dresden lebte.

INTERVIEW

„Ohrly“ contra „Händi“

Karin M. Frank-Cyrus, Geschäftsführerin der Gesellschaft für deutsche Sprache, über den Wettbewerb um einen neuen Namen für das Handy

SPIEGEL: 1200 Vorschläge mit Alternativen für das Wort Handy – und keiner war Ihnen gut genug?

Frank-Cyrus: Wir haben leider kein gutes Ersatzwort gefunden. Viele waren einfach nicht nachvollziehbar, wie zum Beispiel Schnumit für schnurloses Miniaturtelefon. Wenn man ein Wort schlecht aussprechen kann, wie Schwätzkischle, oder es zu lang ist, wie Handkommunikat, kann es nie



Frank-Cyrus

mit der Bezeichnung Handy konkurrieren. Handy ist nun mal ein griffiges Wort.

SPIEGEL: Wie erklären Sie sich die vielen verniedlichenden Vorschläge, à la Handfunkerle, Griffi oder Ohrly? Sind die Deutschen kindisch geworden?

Frank-Cyrus: Och, das ist eine Sprachspielerei, die offenbar Spaß macht – und zu dem kleinen Gerät paßt.

SPIEGEL: Gleichzeitig wurden viele Haß-Ausdrücke eingesandt, wie Yuppielutscher, Egoverstärker oder Protzophon. Woher die Mißgunst?

Frank-Cyrus: Das Handy an sich ist ein Ärgernis. Viele Leute sind offenbar empfindlich gegen die Störungen, die das Gerät verursacht.

SPIEGEL: Wenn es also beim Handy bleibt, müssen wir es denn nach der Rechtschreibreform „Händi“ schreiben?

Frank-Cyrus: Sicher nicht. Englische Wörter sind meines Wissens nicht von der Rechtschreibreform betroffen.

Flucht vor toten Fischen

Wer weggeht, muß wissen, was er zurückläßt. Rita geht, doch ihr Aufbruch ist keine Affekthandlung, sondern lang aufgeschobener Abschied: Sie flieht vor einer Welt, deren Zauber sich verflüchtigt hat im Gestank toter Fische, faulenden Wassers und im Rotweinatem ihres versoffenen Mannes, des Fischhändlers Ennio. Sie verläßt Venedig, „eine Stadt, die keinen Abstand kennt“, nachdem es ihr nicht gelungen ist, der Touristenschönheit anders als mit Distanz zu begegnen. Aber auch ihre Ankunft bei ihrem Bruder Anton in Wien wird kein Ankommen, selbst dort ist sie eine „Aushäusige“. „Es wäre schön, wenn sich Enden so ergeben würden wie Anfänge“, heißt es in Sabine Grubers Debütroman, der sich wie ein Reisebericht der besonderen Art liest. Wunderschön unauferregt und aus geschickt miteinander verschränkten Perspektiven wird die Geschichte von Rita und Anton erzählt, Geschwister, die herumirren, ihr Ziel nicht kennen und es dennoch nicht aus den Augen verlieren. Das hat viel mit Leiden zu tun

und wenig mit Larmoyanz, weil die 33 Jahre alte Schriftstellerin zwar Anteil nimmt an der Suche, sie zugleich aber erbarmungslos nüchtern und genau, fast spröde beschreibt.

Das Geheimnis des Buches wie seiner Figuren ist die Sprache. Rita hat sich in die Redegewandtheit Ennios verliebt und gehofft, in dem Venezianer „jemanden gefunden zu haben, der mit ihr sprechen würde, so daß es keine Rolle mehr spielte, wo sie gerade wohnte. Als wäre das Angesprochenwerden schon Heimat“. Ihr Bruder versucht Südtirol, dem Land der „Stottersprache“, zu entkommen, indem er Journalist wird. Doch die, deren Muttersprache das Schweigen ist, lernen nicht, sich ihr Leben schönzureden. Die Sprachlosigkeit schleppen sie mit sich herum wie ihre Heimatlosigkeit: „Am Ende ist jedes Wort falsch, wird auf seine Wörtlichkeit reduziert und läßt keinen Ausweg offen.“ Wer weggeht, muß wissen, was er mitnimmt.

Sabine Gruber

AUSHÄUSIGE

Sabine Gruber
Aushäusige
 Wieser Verlag
 Klagenfurt
 140 Seiten
 34 Mark